

SHULAMITH FIRESTONE

Airless Spaces

Portraits

Aus dem Amerikanischen von
Benjamin Dittmann-Bieber

Texte im Scan enthalten:

Frontispiz
Blumenkohl in Plastik
Zwangsdusche
Debra Daugherty
Geflickt
Alba und Eva

VERLAG TURIA + KANT
WIEN-BERLIN

Turia+Kant 2019
englische Ausgabe: Semiotexte 1998

*Für Lourdes Cintron –
Wie im Hospital versprochen.*

FRONTISPIZ

Ich träumte, ich sei auf einem sinkenden Schiff. Es war ein Luxusliner wie die Titanic. Das Wasser sickerte langsam von unten durch und die Leute an Bord des Schiffs wussten, dass sie verloren sind. Auf den obersten beiden Decks herrschte fröhliche Ausgelassenheit, die Leute alle wie aus dem Ei gepellt und Speis' und Trank und Heiterkeit, denn bald ist es aus mit uns. Doch über all diesen Lustbarkeiten schwebte eine hysterische Note und hie und da sah ich seltsame Dinge geschehen, wie in den Zeichnungen von Georg Grosz. Ich floh eine Metalltreppe längs nach unten, dahin, wo die Leute langsam nasse Hosenbeine bekamen. Orientierte ich mich nicht in die falsche Richtung? Verzweifelt durchsuchte ich den Maschinenraum nach etwas, das eine Luftblase schaffen könnte, schließlich war ich erfolgreich und fand einen Kühlschrank, in den ich mich hineinverstaute in der Hoffnung, auch nachdem das Schiff ganz gesunken wäre, darin überleben zu können, bis man es finden würde.

Aus diesem Traum erwachte ich voller Panik, dass dieses Unglück wirklich geschehen wäre und ich dies alles durch übersinnliche Wahrnehmung empfangen hätte. Ich rief sogar bei United Press International an und fragte, ob ihnen irgendwelche aktuellen Nachrichten

ten über ein sinkendes Passagierschiff vorliegen würden und sie sagten ja, aber das sei im Bermudadreieck, deshalb würde es auch keinerlei Bemühungen geben, das Schiff zu finden.

INHALT

Frontispiz

7

DIESES BUCH IST EIN WUNDER

Vorwort von Chris Kraus

13

Blumenkohl in Plastik

17

I	IN DER ANSTALT	19
	<i>Zwangsdusche</i>	21
	<i>Die um die Wette beten</i>	26
	<i>Die beste Zeit des Tages ist die Zeit im Bett</i> ..	28
	<i>Debra Daugherty</i>	31
	<i>Blutbild</i>	41
	<i>Der türkische Filmemacher</i>	43
	<i>Temperaturkontrolle</i>	47
	<i>Ohnmacht</i>	51
	<i>Negatives Denken</i>	52
	<i>Wo die alten Leute wohnen</i>	55
	<i>Ellin Rubie</i>	56
	<i>Kleider machen Leute</i>	61
	<i>Barbara Hoagland: Eine Erfolgsgeschichte</i> ..	64
	<i>Ja, es gibt hier keine Bananen</i>	68

II NACH DER ANSTALT	71
Geflickt	73
Passabel, nicht präsentabel	76
Emotionaler Stillstand	77
Wohlgenährte weiße Frau	83
Gut eingestellt	85
Folgeschäden	87
Orgonomie	89
Im makrobiotischen Kochstudio	90
Der Schlafraum	93
Zwei Halsketten	96
Ich hasse die Anstalt	98
Ich liebe die Anstalt	100
Zweimal YMCA	103
III LOSER	109
Ellis Martin Sheen	111
Leon Feldsher	113
Alba und Eva	116
»BvB« – Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen	117
Inkontinenz	125
Die Gebrechen des März	127
Stippvisite	130
Stanley Moss	133
Die Fürsorglichen	136
Klassik Radio WISS	139
Das letzte Rendezvous	144
Einbalsamiert	148

Der haitianische Diplomat	152
Heiligabend in Florida	156
IV NACHRUFE	159
Myrna Glickman	161
Jeremy Salzburg	166
Die Totenwache	177
Erinnerungen an Valerie	181
Harvey	185
V SELBSTMORDE	191
Cathy Handler	193
Sheldon Krem	198
Yvonne Tree	202
Danny	206
Danksagung	223

erste Person registriert lediglich, mit unfehlbarer, vernichtender Genauigkeit, die subtilen und groben Akte von Brutalität, die von den Patientinnen selbst und den Institutionen ausgehen, die schlussendlich in der Auslöschung von Persönlichkeit und Willen kulminieren. Niemand von außerhalb dieser Welt hätte dieses Buch schreiben können; keine mir bekannte Autorin, die diese Erfahrungen selbst gemacht und beschrieben hat, tat dies mit Firestones glasklarer Kaltblütigkeit und Sachlichkeit. *Airless Spaces* ist ein einzigartiges Dokument nicht nur des Wahnsinns, sondern auch der psychischen Bedingungen von Armut und von allen Formen institutionellen Zugriffs. Das Buch ist ein Wunder.

Chris Kraus

BLUMENKOHL IN PLASTIK

Als sie die Anstalt hinter sich gelassen hatte, wollte sie sofort ihren Entschluss in die Tat umsetzen, sich ausschließlich von frischem Obst und Gemüse zu ernähren. Sie hatte fünfzig Pfund zugelegt und war furchtbar anzuschauen. Sie war des ständigen Kampfes müde, den ihre bloßen und zittrigen Hände führen mussten, um Plastikbesteck und Servietten und winzige Portionen Zucker und Salz aus Plastikverpackungen zu fummeln. Sie sehnte sich nach echtem Besteck, vor allem nach Messern, und darum fuhr sie raus nach Chinatown und besorgte sich dort ein Hackmesser und ein gutes Brotmesser mit Wellenschliff.

Eines Abends wollte sie gerne Blumenkohl essen, doch da kam ihr schon wieder so eine verdammte Plastikfolie in die Quere. Das Zeug war wirklich eng eingepackt und keines ihrer Messer wusste etwas dagegen auszurichten. Am Ende entschied sie sich dafür, die Verpackung einfach durchzuhacken, was sie ein Stück ihres kleinen Fingers, viel Blut und Schmerzen, sowie einen Besuch in der Notaufnahme des St. Vincent kostete.

Sie schickten ihr einen Ernährungsberater zum Hausbesuch, einen Kreolen, und der entschied, dass diese alte Dame sich fortan nicht mehr selbst würde be-

kochen können. Nun hieß es für sie »Essen auf Rädern« und schon bald verfluchte sie wieder den Kartoffelbrei und die eingeschweißten Plastikbestecke, von Zucker und Salz gar nicht zu reden.

I
IN DER ANSTALT

ZWANGSDUSCHE

Corinne wartete darauf, dass das Gesundheitsamt ein Wasserkontrollteam schickt. Eigentlich war ihr klar, dass sie bereits in der Klinik gewesen waren, und da wurde versprochen, man werde die Wasserwerte normalisieren. Unterdessen hatte sie schon so lange nicht mehr geduscht, dass ein paar Tage mehr oder weniger wohl kaum einen Unterschied machen würden. Das Ding ist, musst du wissen, dass sie wirklich gerne duschen wollte, aber eben nicht mit vierzig Prozent Formaldehyd. Sie hatte monatelang gewartet, weil das Wasser in ihrem Apartment einhundertsechzehn Giftstoffe enthielt, die alle im CIA-Handbuch verzeichnet sind, also kannst du davon ausgehen, dass es richtig giftiges Zeug ist und nicht nur die »medizinischen Zusätze«, wie man vorgab. Sie entkam nur knapp ihrem Zugriff zur Essenszeit, indem sie sie täuschte und sich hastig mit etwas Wasser unter ihren Armen abspülte, obwohl sie sich sicher war, schon lange nicht mehr zu schwitzen. Trotzdem steckte eine der Pflegenden ihre Nase in ihr Zimmer und sagte: »Mach dich klar zum Duschen, Mädchen, so oder so.« Es war ungefähr halb neun Uhr am Abend und normalerweise wurde immer morgens geduscht. Sie hatten sie wahrscheinlich beim Abendessen übersehen. Nun wünschte

sie mit all ihrer Kraft, dass sie einfach verschwinden und sie vergessen würden. Sie war aufrichtig erstaunt darüber, dass ihr dies nicht gelang. Etwa fünfzehn Minuten nach dieser ersten Warnung stand das gesamte Team in ihrer Tür, Sicherheitsleute und so weiter. Sie sackte in sich zusammen. Sie schnappten sich je eine ihrer Gliedmaßen und jemand hielt sogar ihren Kopf. »Aber ich habe doch gesagt, dass ich dusche, wenn die Wasserwerte die Inspektion bestanden haben«, protestierte sie, eher ins Allgemeine hinein. Ihr schlaffer Körper fegte buchstäblich über den Boden, nur von ihren steifen Gliedern gehalten.

Sie brachten sie in eine der Duschen neben dem Einzelzimmer, das von der alten chinesischen Hexe bewohnt wurde, die auf eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung angewiesen war. Ein Hocker füllte nahezu die ganze Dusche aus. Sie zwangen sie darauf nieder, obwohl sie noch immer völlig schlapp blieb für die Überwachungskameras, so dass ihr Körper von der Hüfte abwärts schlaff bis auf den Boden runter hing, ihre Arme schlackerten herum. Nun wurden sie brutal, alle mit einer gewissen Fröhlichkeit. (Es war ihr schon mehrmals aufgefallen, dass sie alle mit mehr Spaß bei der Sache waren, desto mehr Sicherheitsleute auf der Schicht waren. Vielleicht posierten sie auch für irgendeine unvoreingenommene Kamera.) Sie seiften sie zwischen den Beinen ein und verarbeiteten ihre Haare zu

einem harten Schaumberg. Sie wollte nur noch schreien, dass die Seife noch viel schlimmer war als das Wasser, nichts als neunundachtzig Prozent reine Chemie. Woher wusste sie das alles so genau? Ganz einfach. Lies dir mal das Etikett von deinem Duschbad durch. Hatte ein Klinikum von der Größe des Beth Abrahams nicht einmal irgendwo einen kleinen Rest Kernseife von vor zehn Jahren übrig? War das Budget wirklich so ausgelugt, dass man sich hier mit etwas waschen musste, was am Ende auf nichts weiter als einen Haufen glorreicher Papierhandtücher voller Medikamente und reiner Chemie hinauslief?

»Sie ist auch noch anorektisch. Sie hat nichts gegessen, sie hat sogar noch abgenommen, seitdem sie hier ist.«

»Woher willst du das wissen? Du hast mich doch noch nie nackt gesehen oder gewogen«, feuerte Corinne zurück. Sie stand jetzt da, nackt gegenüber der in das Badezimmer gepferchten kleinen Bande von Aufpasserinnen. »Evelyn Eldred«, las Corinne ihren Namen vom Ansteckschild ab, während sie unvermittelt mit dem Zeigefinger in Richtung ihrer Gurgel stieß, »du bist ge-
feuert!« Evelyns Gesicht verzerrte sich und sie zückte ein paar Spritzen aus ihrer Tasche. »Haltet sie fest«, sagte sie, und klopfte sie ihr mit voller Wucht in den nackten Hintern, während sie noch so an sie gelehnt dastand.

»Ihr habt vergessen, mir die Seife aus den Haaren zu waschen«, war ihr letztes Aufbäumen, dann zogen sie sie wieder schlaff nach draußen und schmissen sie zurück auf ihr Bett. Irgendwer packte ihre langen und mit Seife verfilzten Haare, zog sie mit einem Haargummi über ihrem Kopf zusammen und zur Seite. Das Licht blendete sie und durch den Bolus des Beruhigungsmittels hindurch schaffte sie es noch, jemand zu bitten, das Licht zu löschen. »Mach' es doch selbst aus«, sagte eine große schwarze Frau, eine der Wärterinnen.

Corinne lag dort stundenlang im Halbschlaf. Nicht gerade die Dusche ihrer Träume. Sie bezweifelte sogar, wirklich sauber zu sein. Aber es bestand wohl kein Zweifel mehr darüber, dass sie nun ihre Ängste würde überwinden müssen und selber duschen. Sie würde es nicht zulassen, so etwas nochmal durchzumachen. Sie glaubte nicht, das noch einmal ertragen zu können. Und warum hatten sie sie erst am Schluss betäubt, als alles schon vorbei war und nicht vorher? Nur weil sie es gewagt hatte, mit ihrem Finger in Richtung der Oberschwester zu wedeln? Sie haben dich wie eine Aussätzige behandelt, sie haben alle Angst vor aggressiven Patientinnen, und der kleinste Ausrutscher hatte die ganze Palette von Misshandlungen zur Folge.

Einige Tage lang schlich Corinne zum Essen wie ein angeschossenes Tier. Ihre Dreadlocks erinnerten die

Belegschaft daran, was sie durchgemacht hatte. Es war verfilzt und steif von den ganzen Chemikalien und sie hatte schon erfolglos versucht, sich eine Bürste zu besorgen. Sie besaß nur eine winzige Bürste zum Einstecken oder für die Handtasche, aber das war immerhin besser als nichts. Das alles Strähne für Strähne auszukämmen dauerte Stunden und manche Stellen waren so verklumpt, dass sie zuerst befürchtete, sie einfach abzuschneiden und eine kahle Stelle hinterlassen zu müssen.

Sie war sehr stolz auf sich, als sie es endlich geschafft hatte, einen einigermaßen ansehnlichen Zopf hinzukriegen, aber sie musste auch einsehen, dass ihr Haar nun nicht mehr dick und üppig war, sondern dünn und brüchig, als ob die Chemikalien ihr ganze Strähnen verätzt hätten. Von hierher datiert Corinnes neuer Haarschnitt, der sich als eine Art Pisspott-Couture herausstellte, und das alles nur, weil die Klinik notorisch pleite war, wegen der betriebsinternen Hackordnung und anderer Folgeprobleme. Jetzt sah Corinne aus wie eine Geisteskranke und nicht mehr wie eine attraktive Frau, die man nur zufälligerweise in eine Anstalt verfrachtet hatte.

So landete sie am Ende als Insomnikerin auf der Warteliste der Abteilung für Schlafstörungen des gleichen Klinikums.

DEBRA DAUGHERTY

In der Nähe der großen quadratischen Sitzgruppe, die mithin den Gemeinschaftsraum darstellte und die man für Gespräche mit den Ärzten, für Besuche und zum Faulenzen benutzte, da thronte Queenie am Rand einer Art Sitznische, wo sich die Zeitschriften stapelten (wenn es welche gab). Sie war eine dunkelhäutige Anorektikerin mit Depressionen und einer Neigung zu Weinkrämpfen, aber ihr Aufenthalt im Beth Abraham neigte sich seinem Ende zu, weshalb sie vor Warmherzigkeit und guter Laune förmlich strahlte. Sie machte es sich da auf ihrem Queenie-Platz am Kopfende des Gemeinschaftsraums so richtig gemütlich und pflegte von dort aus ein sehr reges gesellschaftliches Leben als Favoritin all der herumstreunenden Männer, sowie einiger Damen, denen sie ihre Gunst geschenkt hatte. Die Frage war nun, wer nach ihrer Entlassung ihren Platz einnehmen würde, denn es gab keine andere Frau, die ihr an Rang gleichgekommen wäre und außerdem hatte momentan schlichtweg keine Frau auf der Station sie alle beisammen genug, um für sie einspringen zu können. Ihre Mahlzeiten wählte sie sehr sorgfältig aus und aß sie mit Grazie und offensichtlichem Genuss, und selbst wenn du dein eigenes Essen auskotzen wolltest, dann machte sie dich eifersüchtig auf ihres (was

letztlich nur der gleiche Krankenhausfraß war, den du auch vor dir hattest). Sie warf ihr Haar, was vielleicht auch eine Perücke war, sie trug Make-up, vor allem dann, wenn sie ihre Runden machte, und sie schaffte es, den Wettbewerb männlichen Interesses auf einen ausgewählten Kreis um ihre Mahlzeiten herum zu beschränken. Es hatte was von Nofretete, sie aß ziemlich viel und blieb trotzdem schlank, hielt sich graziös und aufrecht. (Sie muss dünn wie eine Nudel gewesen sein, als sie reinkam). Die Männer stellten sich darauf ein, sie zu vermissen, während die Gerüchte über den Tag ihrer Entlassung immer öfter die Runde machten.

Nachdem sie weg war, wagte es ungefähr eine oder sogar zwei Wochen lang niemand, sich in ihren Queenie-Thron am Kopfende der Sitzgruppe zu setzen. Doch eines Tages gab es zwei Neuaufnahmen, die beide ziemlich fertig ausschauten. Die eine war Arthur, ein schwarzer Mann, sehr zierlich, sensibel und nervös, der wie jemand redete, der in einem Übergangshaus festhängt und vor Plänen geradezu platzt, auch sprach er mit einem gewissen Pomp von seinen Philosophien. Ich hatte so eine Ahnung, dass ihn ein paar Tage im Beth Abraham windelweich prügeln würden und damit lag ich richtig. Die ganzen Reglements und Vorschriften erwiesen sich als zu viel für ihn und schon nach wenigen Tagen schob man ihn in einem Rollstuhl herum, sein Sabber weiß und klebrig von den neuen Medikamen-

ten, war er auf der Suche nach ein paar Keksen, die er bei mehreren der langersehnten Zwischenmahlzeiten von Leuten requiriert hatte, die Mitleid mit ihm hatten. (Er hatte verkündet, die vierzig Pfund wieder zulegen zu wollen, die er während seiner Zeit auf der Straße abgenommen hatte.)

Aber die andere Neuaufnahme, die vor schierer Rastlosigkeit auf den Sofas rumlungerte, statt in ihrem zugewiesenen Bett, war eine Frau Namens Debra Daugherty, die offensichtlich mal ein hübsches Mädchen war und nun wie eine der elenden Appalachenbewohnerinnen in einer Fotografieausstellung von Dorothea Lange über die dreißiger Jahre aussah. Mit anderen Worten: »Weißer Abschaum«. Ihre Zähne waren schlecht und ihre Körperhaltung geduckt. Ihre Augen waren von einem stumpfen Grün. Ihre Haare waren dünn und feucht. Und ganz arglos nahm sie Queenies alten Platz ein, wo sie nun die meiste Zeit des Tages und der Nacht zusammengekauert lag und sich mit ihrer ziemlich heiseren Stimme unablässig darüber beschwerte, wie das Leben ihr doch so übel mitgespielt hatte. Das war keine königliche Queenie, sondern eine arme Sau, um die alle einen großen Bogen machten – sofern sie nicht am Telefon hing, den Flur versperrte und sich einmal mehr über ihren Fall ausbreitete.

Sie ließen dich nie lange draußen auf den Sofas schlafen. Das war nur etwas für Neuzugänge, die den

Bogen noch nicht ganz raus hatten und einstweilen nicht auf dem Pfad der Entlassung wandelten. Und tatsächlich brauchte Debra ungewöhnlich lange, um die Spielregeln zu kapieren. Da stand sie herum in ihrem Krankenhausbademantel und trug ihren Fall am Telefon vor, oder sie sackte als Häufchen Elend auf dem Sofa zusammen, ohne noch irgendwen zu beachten, bis man sie schließlich in einen Schlafsaal steckte und ihr beibrachte, dass sie fortan die Nächte hier zu verbringen habe.

Ich versuchte dann, sie mit ein paar Hinweisen auf die richtige Spur zu bringen: »Wenn du hier raus willst, Dr. Barnes ist hier der Obermacker, mit Costa verschwendest du nur deine Zeit«, oder »du musst bei allen ›Aktivitäten‹ lammfromm mitmachen«, und so weiter. Zunächst schien sie gleichgültig gegen alle diese Ratschläge zu sein, aber immerhin zog sie ziemlich viel Aufmerksamkeit auf sich durch eine unerwartete Kühnheit, als sie nämlich von den Mitarbeiterinnen des Klinikums neue Kleidung einforderte mit der Begründung, dass jemand, mit dem sie zuletzt geschlafen hatte, ihr eigenes Bettzeug und ihre Kleidung einfach so aus dem Fenster geworfen hatte. Sie ergatterte damit einen ganz weißen Krankenhaus-Overall und einen violetten Schlabberpulli, der dann der ihre wurde und dem weitere Kleidungsstücke folgten. Da es hier ziemlich viel ausmachte, wie und wann man wieder damit anfang,

sich »zurechtzumachen«, überraschte Debra mich sehr mit ihrer plötzlichen neuen Präsenz auf der Station, die sicher dazu beitragen würde, sie auf die Überholspur nach draußen zu schicken.

Da sie noch nicht den Status für »Ausgänge« außerhalb des Klinikgeländes innehatte, ertappte ich mich bald dabei, wie ich bei den »gemeinsamen Spaziergängen« immer ein paar Zigaretten oder kandierte Orangenscheiben für sie dabei hatte – wie sie es schaffte, die Zigaretten in einer Klinik mit Rauchverbot zu rauchen, blieb mir jedenfalls ein Rätsel, vor allem, weil sie endlich damit angefangen hatte, ein proaktives Interesse an ihrer Entlassung an den Tag zu legen und jeden schlechten Eindruck zu vermeiden trachtete. Sie zeigte sich interessiert an einem Kochkurs und war ein kunsthandwerkliches Naturtalent, wodurch sie schon bald die Aufmerksamkeit der »E.T.« gewann (d.i. Ergotherapie, zuständig für die »Aktivitäten«). Es sah also so aus, als hätte sie instinktiv ihre eigene Art gefunden, sich aus dem Laden herauszuarbeiten und als sei sie wirklich nicht auf meine Ratschläge angewiesen, wie sehr auch immer sie mir geholfen hatten. Jedenfalls wurde die gute Nachricht, dass ich nämlich noch vor Weihnachten rauskommen würde, bald gefolgt von ihrem verhaltenen Optimismus, dass sie möglicherweise eine Woche nach mir entlassen würde, also punktgenau an Heiligabend.

So sprachen viele, die aber alle schön am Platze blieben, doch Debra und ich kamen wirklich raus. Überraschenderweise vermisste ich sie genug, um sie in der Klinik anzurufen (normalerweise vergaß ich die Klinik und alle darin so schnell ich nur konnte) und versprach ihr ein paar gebrauchte Anzihsachen, kurz darauf notierte ich ihre Adresse und versprach ihr sogar, nach Weihnachten vorbeizukommen.

Ich besuchte sie in einem merkwürdigen Neubau auf der Avenue D: Alle Apartments waren klein und hotelartig und man kam an dem Mann im Vestibül (ich bin mir unsicher, ob ich nicht lieber »Türsteher« schreiben sollte) nur dann vorbei, wenn die Person, die man besuchen wollte, einen höchstpersönlich im Aufzug begleitete. Sie hatte mir schon am Telefon davon erzählt, wie sehr sie sich dafür schämte, ihre Wohnung komplett »versumpft« verlassen zu haben; das traf es ziemlich gut: Unmengen gebrauchter Wäsche bedeckten den Boden und das bloße Bett, überquellende Aschenbecher, schmutziges Geschirr in der Spüle, aber trotz alledem konnte man gut sehen, dass es sich um eine schnuckelige kleine Bude mit einem guten Badezimmer handelte, wenn auch mit einem einzigen blinden Fenster. Sie hatte einen Schwerbehindertenausweis und das ganze Gebäude gehörte zum sozialen Wohnungsbau, was bedeutete, dass sie einen Nachlass auf ihre Miete erhielt und insgesamt nur etwa 179 Dollar zahlte. Es

gab sogar einen Gemeinschaftsraum mit einem guten Kabelfernseher und, wenn man einen bestimmten Schrank aufmachte, dann war da ein Computer mit Internetanschluss und allem – obwohl ich in dem Raum niemals andere Leute sah als ein paar alte Männer.

Ich hatte ein paar alte Wollpullover mitgebracht, die mir zu klein geworden waren, aber ihr waren sie auch zu klein; dafür nahm ich einen grünen Pullover aus Baumwolle mit, der an ein paar ungünstigen Stellen ziemlich zerknittert war, was ich mit einem Tuch zu kaschieren gedachte. Ich sah ihr dann zu, wie sie sich den Wäscheberg um ihr Bett herum vornahm – sie entschuldigte sich bei mir, als sie eine Kakerlake an der Wand mit der bloßen Hand erledigte – und den ganzen Haufen zur gemeinschaftlichen Waschmaschine hinunter brachte. Sie sagte, meine Gesellschaft wäre ihr eine Hilfe und das freute mich. Sie hatte wahnsinnige Angst davor, irgendwer von offizieller Seite könnte mitkriegen, wie vollgemüllt das Zimmer war, und würde sie gleich zurück in die Anstalt schicken. Mein erster Besuch bei ihr war kurz vor Weihnachten und sie war ziemlich nervös wegen der anstehenden Fahrt nach Hause (Throgs Neck in der Bronx), auf die sie nicht recht vorbereitet war. Sie hatte einen Sohn und ihre Schwiegereltern in der Gegend, ihre eigenen Eltern waren erst kürzlich verstorben. Sie erzählte mir recht ausführlich von ihrem Ehemann und wie er während ihrer

Hochzeitsreise versucht hatte, sie umzubringen, wie er ihr Leben zerstört und sie ganz »krank« gemacht hatte und wie sie dann noch um ihren Sohn kämpfen musste und so weiter und so fort. Bei diesem ersten Mal aßen wir nicht weit von ihrer Wohnung in einer kleinen hispanischen Kaschemme, die praktisch der einzige offene Laden weit und breit war in dieser völlig ruinierten Gegend. Ich erinnere mich, wie viel Bammel sie davor hatte, irgendwelche Läden zu betreten, aus denen sie mal rausgeflogen war, ohne sich daran erinnern zu können. Sie sagte, sie hätte zu Silvester eine Freundin für einen Drink eingeladen – erwähnte ich eigentlich schon ihr Alkoholproblem? – und sie meinte, ich sollte doch auch vorbeikommen.

In der Zwischenzeit telefonierten wir und es schien so, als wäre Weihnachten einigermaßen glimpflich abgelaufen. (Keine Ahnung, wie sie es schaffte, sich an diesem Tag so zusammenzureißen, dass sie wirklich das Haus verlassen konnte; nach einem Aufenthalt in der Klinik, wo man mir stets starke Medikamente verpasste, war ich nur sehr bedingt alltagstauglich, traf nur wenige Entscheidungen und schlief praktisch rund um die Uhr.) Ihre Familie hatte ihr ein paar Kosmetika von Clinique geschenkt, womit sie sich in puncto Geschmack wirklich selbst übertroffen hatten. Aber dann fing sie trotzdem wieder an mit der alten Geschichte, wie ihr Mann sie während ihrer Hochzeitsreise beinahe

umgebracht hätte und so weiter, bis mich das Gefühl beschlich, dass ich die erste Nacht des neuen Jahres lieber nicht mit jemandem in ihrem Zustand erleben sollte. Aber sie meinte, sie würde ja ihre Freundin mitbringen, »du wirst sie bestimmt mögen«, also zerstreute ich meine Bedenken. Was kann schon schiefgehen bei einem harmlosen Drink im Life Café auf der 10th Street, um jemanden zu treffen, die ich aus der Klinik kenne und obendrein eine eventuell interessante Bekannte von ihr?

Ich trudelte bei ihr ein, bereit und aufgebrezelt für eine kleine Kneipentour und, wie ich feststellte, war sie das auch. Ihre Freundin tauchte jedenfalls nicht auf und sofort fing sie damit an, sie als das selbstsüchtigste Fräulein der ganzen weiten Welt runterzumachen. Dabei wurde mir schnell klar, dass sie ganz schön einen sitzen hatte. Während sie allein im Gemeinschaftsraum auf mich wartete, hatte sie sich nämlich locker durch einen Sixpack gearbeitet. Ich versuchte, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen und das Beste aus der Lage zu machen. Ich hatte keine anderen Pläne.

Wir gingen also in das Café und sie bestellte sich einen Vodka Gimlet. Als sie sich den zweiten bestellte, erinnerte ich sie daran, dass ich in einer ganz anderen Gegend wohne und sie später nicht würde nach Hause begleiten können. Sie sah mich scharf an, nahm einen

tiefen Zug von ihrer Kippe und meinte: »Jetzt wirst du aber ganz schön wertend, oder?«

»Kann schon sein, aber ich finde, du solltest jetzt nicht noch mehr trinken. Warum versuchst du es nicht mal mit Essen?«

»Weil ich schon seit zwei Tagen nichts gegessen habe und einen Magenvirus habe. Und warum versuchst du es nicht mal mit Nachhausegehen, nur halt jetzt und nicht später?«

»Ich glaube, das werde ich tun«, sagte ich und nahm meine Jacke.

Sollte ich mich schuldig fühlen, sie da zurückzulassen, auf die Gefahr hin, dass sie unter die Räder kommt? Mir war durchaus nicht danach, mich schuldig zu fühlen; ich machte mir nur Sorgen, ob ich mir ihren Magenvirus eingefangen hatte. Tja, und wenn ich mich jetzt ein bisschen spute, dann schaffe ich es noch rechtzeitig nach Hause, um in der Glotze den Times Square Ball fallen zu sehen.

BLUTBILD

Um acht Uhr morgens machte Roberta sich im kalten Regen auf den Weg ins Beth Abraham zur Blutentnahme für eine Routineuntersuchung. War es für die Labore wirklich nötig, solche Blutentnahmen immer im Morgengrauen und auf leeren Magen zu machen? Sie war endlich raus aus der Anstalt, aber noch vor Kurzem hatte man sie als stationäre Patientin auf Reaktionen unter Tegritol untersucht: dreizehn Bluttests hintereinander, bis die Grelles-Licht-an-Schwestern mit ihren Blutentnahme-Tabletts, die auf der Suche nach ihrem Namen durch die Reihen komatöser Körper hindurchjagten, ganz mit ihrem morgendlichen Erwachen verschwammen. Obwohl auch sie immer auf eine »nette« Schwester hoffte, blickte sie voller Verachtung auf manche ihrer Zimmergenossinnen, die den Schwestern für den kleinen Eingriff servil dankten, wenn sie damit fertig waren. Ihre Venen in der Ellenbeuge waren immer problematisch, spätestens seit sie mal wegen eines Syphilis-Tests in einer Klinik für Geschlechtskrankheiten war, wo ein sadistischer Arzt bei dem Versuch, den Blutfluss mit ein paar kratzigen braunen Papiertüchern zu stillen, ihren Arm komplett mit Blut vollgeschmiert hatte. Inzwischen umging sie den ganzen Schlamassel (oder auch nicht), indem sie mit Dau-

GEFLICKT

Als sie aus der Klinik raus war, passte sie nicht mehr in ihre Levi's rein. Sie wühlte sich durch ihre gebrauchten Klamotten und fand nur eine schmutzige hellblaue Jeans mit großen Löchern an den Knien, die sie mal vor einem alten Backsteinhaus gefunden hatte. Sie trug sie den Winter über mit langen Unterhosen unter dem Riss, bis dann der Frühling kam und der Riss sich weit jenseits des modisch Akzeptablen entwickelt hatte, und es wohl oder übel Zeit war für die Investition in eine neue Hose. Ihre alte Figur würde offenkundig nicht zurückkehren.

Nach einem verwirrenden und frustrierenden Einkaufsausflug zu Canal Jeans, wo alle drei gebrauchten Levi's die falsche Größe hatten, und wo sie vor lauter Verzweiflung darüber, dass sie einfach nicht mehr in der Verfassung für solche Einkäufe war, aus der Umkleidekabine geflohen war, gab sie sich mit der erstbesten ungefähr passend aussehenden Jeans, die sie an einem Straßenstand entdeckte, zufrieden. Sie hatte ein Loch am rechten Knie an genau der gleichen Stelle wie ihre Vorgängerin, aber es war ein kleineres Loch und weil diese Hose etwas zu lang war, dachte sie, dass, wenn sie keinen Gürtel tragen würde, der Stoff sich vielleicht in einem anderen Winkel spannen und das

Loch sich nicht wieder zu einem solchen Riss weiten würde. Die Schlange vor der Umkleide war ziemlich lang und sie hatte nicht den Nerv, sich durch alle Jeans in dem Kleiderständer durchzuwühlen, um das eine Exemplar mit einem weniger auffälligen Loch zu finden, und obendrein ließ der sehr hübsche Verkäufer sie wissen, dass sie die Umkleide wirklich nicht länger blockieren könnte, so gerne sie das auch getan hätte.

Also machte sie die fünfzehn Kröten locker, was wohl weit und breit der niedrigste Tarif für eine Levi's war, ob mit oder ohne Loch. Übrigens hatte sie schon bei Woolworth zwei Dollar in einen aufbügelbaren Flicker für die alte Hose investiert, der aber farblich nicht zur neuen Hose passte.

Da sie wegen ihrer hohen Haldol-Dosis noch immer ziemlich ungenau war, überredete sie eine Freundin, ihr dabei zu helfen, den Flicker auf die neue Jeans zu bügeln, bevor das Loch sich beim Waschen weiten würde. Ihr winziges Bügelbrett hielt der Aktion nicht stand, also mussten sie ein Handtuch und ihren Metzgerblock, der ihr als Küchentisch diente, benutzen und den Stecker des Kühlschranks rausziehen, um an eine erreichbare Steckdose zu kommen. Nach einer guten Dreiviertelstunde begann der Flicker sich an den Rändern zu lösen, also mussten sie ihn etwas unbeholfen annähen, falsche Farbe, falsche Größe und ziemlich schäbig, ohne Garantie, dass er die nächste Wäsche

überleben würde, da sie ganz vergessen hatte, das Loch vor der ganzen Bügelei zuzunähen.

So vollzog sich ihr modischer Abstieg vom Lotter-Chic mit Rissen an den Knien zum Lappenclown im Elend, auf all ihren Wegen.

ALBA UND EVA

»Mein Herz war wirklich ganz auf Evas Seite, weißt du«, sagte Alba, meine Sozialarbeiterin. »Das war es wirklich. Aber was soll ich sagen? Komm, zieh' dich an, sage ich ihr, und dann sagt sie mir, sie habe Angst zu sterben. Sie ist ganz allein, weißt du. Ich habe Angst zu sterben, sagt sie, und ich sage, zieh' dich an, wir gehen mal rüber ins Gemeindehaus in der Water Street und melden dich zu einem ihrer Programme an.«

»Aber als wir ankamen, da blieb Mrs. Calderon, die dort die Programme verwaltet, keine fünfzehn Minuten im Gespräch, das ziemlich erschöpfend war, denn sie behielten Eva den ganzen Tag da und stellten ihr alle möglichen Fragen, sie laugten uns richtig aus, und ganz am Schluss kam Mrs. Calderon, die sich ja persönlich kaum mit der Sache beschäftigt hatte, wieder rein und sagte, dass Eva keine Ansprüche auf Hilfe hätte, abgelehnt sei wegen einer Formsache, die ihnen vermutlich schon in den ersten fünfzehn Minuten aufgefallen war, aber das Gespräch haben sie trotzdem stur durchgezogen.«

»Ich weiß auch nicht«, seufzte Alba, »ich gebe wirklich mein Bestes für sie, aber was soll ich ihr jetzt noch erzählen, wenn sie sagt, sie ist ganz alleine und hat Angst zu sterben?«

»BVB« – BERUFSVORBEREITENDE BILDUNGSMASSNAHMEN

Brian McNair war auf der Suche nach ein bisschen Arbeit, so nebenher. Um sich die nächste Mieterhöhung leisten zu können. Er lebte von dem Sozialhilfe-Mindestsatz für psychisch Erkrankte, und er hatte gehört, dass man sich bis zu 80 Dollar im Monat dazuverdienen dürfte (und danach konnten sie die Hälfte deines Lohnes einstreichen), aber er hatte einen Horror davor, sich wegen jedem klitzekleinen Minijob mit der staatlichen Bürokratie einzulassen, und außerdem hatte er Angst, seine Bezüge zu gefährden, indem er ihnen zeigte, dass er überhaupt in der Lage war zu arbeiten.

Vielleicht wünschte er sich ja eine richtige Arbeit, aber er wusste auch, dass er eigentlich nicht dazu in der Lage war. Die Alternative sah so aus, dass er seine günstige Wohnung verlieren würde und in ein »betreutes« Wohnprojekt gehen müsste, mit zugeteilten Zimmern und staatlicher Kontrolle über ihn und seine Finanzen, bis hin zu einem wöchentlichen »Taschengeld«.

Also meldete er sich im St. George's Hospital für eine Weiterbildung, in der Hoffnung auf eine berufsqualifizierende Fortbildung. Aber die sehr schöne Sozialarbeiterin, die für den qualifizierenden Teil der Pro-